

Unsere Landwirtschaft um 1750.

(Theil Franz. Boysdorf N.-D.)

Im Zeitalter der Aufklärung erkannte man die Rückständigkeit unseres Landes gegenüber dem Auslande, das auf jedem Gebiete uns weit voraus war. Die Landwirtschaft, das Schulwesen, Handel und Verkehr und das Militärwesen waren bei uns vernachlässigt worden. Man bemerkte dies auch an den leitenden Stellen und suchte nach Abhilfe; aus dem Auslande berief man führende Männer, damit sie als Lehrer und Berater tätig seien. Der geistige Uderlaß im Zeitalter der Gegenreformation, die Ausweisung der geistig regsamem Menschen und der starke einseitige Einfluß der Geistlichkeit war der Entwicklung nicht sehr förderlich.

Um 1750 klagte man allgemein über die bestehenden Verhältnisse in der Landwirtschaft: Der Ertrag der Felder gehe zurück, die Einnahmen der Herrschaften aus dem Zehent seien unzureichend, die Arbeiten der Bauern wären nachlässig, die Witterung trage auch einen großen Teil der Schuld, die alten Bauernregeln hätten keine Gültigkeit, die Dienstboten wollen auch nicht mehr mitun wie früher u. s. w. Aber von Neuerungen wollte man nichts wissen; die Jugend tat so, wie es das Alter verlangte; denn das Umlernen ist gerade für den Bauer etwas sehr Schweres, der mit Leib und Seele an dem Alten hängt. Und doch war eine Umgestaltung der Landwirtschaft in dieser Zeit genau so eine dringende Notwendigkeit wie beim Schul- und Militärwesen, das damals auf eine ganz andere Grundlage gestellt wurde.

In England, Schweden und Dänemark war der Bauer voraus, dort mußte sogar der Schafhirte in die Lehre gehen, dort legte man auf Wissen und Lernen einen großen Wert, bei uns aber nicht. Gerade die Unwissenheit unseres Volkes war das größte Hindernis für jede Ver-

besserung und für jeden Aufstiege. Der Bauer konnte vielfach weder lesen noch schreiben; die Herrschaft kümmerle sich oft wenig um ihre Untertanen. Der Drabe — es war der Aufseher bei den herrschaftlichen Arbeiten und bei der Robot — war meist ein kriegsbeschädigter Soldat, der mit seinem bekannten „Feldwebelton“ und mit seinem Stock mehr abschreckend wirkte. Die Beamten lasen keine Bücher und Schriften, sie konnten es auch gar nicht, weil ja die Zensur in Oesterreich viel zu streng war und fremde Bücher nicht hereingelassen wurden. Der Amtmann gab sich mit Belehrungen aber nicht ab, er mied den Verkehr mit den ungebildeten Dorfbewohnern, bei denen man höchstens nur „verbauern“ könne. Die Schule war erst im Entstehen begriffen und die Geistlichkeit verstand von der Landwirtschaft auch nichts; denn oft mußte ein Pfarrer, der seine Grundstücke selbst bebaute, zu den Bauern gehen und sich Rath holen. Kein Wunder, wenn die Leute in Unwissenheit dahinlebten. Es geschahen da viele Fehler, die dem Bauer manchmal schweren Schaden zufügten. So heißt es z. B.: die Bauern puzen das Saatgetreide oberflächlich, sie schaufeln das frisch gedroschene Getreide auf dem Oberboden nicht um, sie mähen das Gras in der Hitze statt in der früh, solange ein Tau vorhanden ist, sie ackern für die Saat nur leicht, sie teilen ihre Arbeiten unpraktisch ein, machen die Strohbänder in der Erntezeit, das Sommergetreide säen sie oft zu spät, sodaß es keine Winterfeuchtigkeit hat, noch steckt viel Aberglaube in dem Landvolke; es glaubt an den Einfluß der Mondesviertel auf das Wachstum der Pflanzen, hält den Tau für giftig und das Tiefackern für schädlich.

Die uralte Dreifelderwirtschaft — sie stammte noch aus der Zeit Karls des Großen — galt noch immer als ein unumstößliches Dogma, von dem man nicht abging. Der Bauer baute im ersten Jahr auf dem Felde Winter-

getreide, im zweiten Sommergetreide und im dritten Jahr blieb es brach liegen. Weil er wenig Dünger hatte, so ruhte sich der Acker wenigstens aus. Die Blumen und das Gras, daß dann wuchs, diente den Weidelieren als Futter; darum hieß auch die Brache manchmal „Blumensuche“. Leider wuchsen auch Pflanzen, die von den Tieren nicht angerührt wurden, die aber doch dem Boden wertvolle Nährstoffe entzogen. Kein Wunder, wenn häufig die Tiere hungrig und durstig von der Weide heimkehrten; es fehlte gar oft ein Brunnen, ein Wasser oder ein schattiger Baum. Die Fliegen gaben den Tieren keine Ruh, die Seuchengefahr war eine große; die Tiere leckten sich den Schweiß vom Körper ab, sodaß die Haare in den Magen gelangten und sich hier zu einer Kugel zusammenballten. Immer hieß es: „Die Weiden sind notwendig, damit wir ein schönes und gesundes Vieh erhalten.“ Italien hatte aber nie Weiden gehabt und dieses Land verfügte über eine ausgezeichnete Rinderrasse.

Weil die Schweine den Acker durchwühlten, so hatte jede Gemeinde für diese Tiere eine besondere Weide. Auch für die Gänse war eine Abgrenzung notwendig, weil ihr scharfer Kot die Weide verdarb. Bei einem großen Tau oder bei einem Reif trieb der Hirte die Tiere später aus. Der Weg, auf dem die Tiere zur Weide getrieben wurden, hieß allgemein „Viehbich“. Die Wälder, die nahe bei den Hutweiden lagen, litten stark durch die Tiere; die Gemeindefeldungen schauten deshalb recht erbärmlich aus. Nicht selten umgab man die Waldungen mit Holzzäunen oder setzte Hecken und Sträucher, damit die Tiere nicht in den Jungwald eindringen. Als Grenzbäume waren die Weiden beliebt, die ein zähes Leben hatten und die in der Hitze den ermüdeten Tieren einen schattigen Platz boten. War kein fließendes Wasser in der Nähe, so legte die Gemeinde einen Teich an oder ließ einen Brunnen graben.

Kluge Gemeinden stellten den Weidebetrieb um diese Zeit ein und verteilten die Felder auf die Gemeindeglieder, die dann Klee anbauten. Beliebt war um 1750 der Luzernklee, der von der Schweiz zu uns kam. Zum ersten Male machte sich eine geregelte Wiesenpflege in manchen Ortschaften bemerkbar. Die nassen wurden entwässert und die trockenen ließ man bewässern.

Die Robotarbeiten sind nur ein Schaden für den Bauer und für die Herrschaften, daher gehören sie gegen eine Geldsumme abgelöst; denn die Bauern arbeiten nachlässig auf den Herrschaftsfeldern, die doch in der Regel die besten der Gegend sind; die Ernteerträge bleiben zurück, der Gutsherr läßt seinen Zorn an den Beamten aus, die wieder den Bauer ordentlich hernehmen und ihm durch den Draben eine Tracht Prügel verabreichen lassen. „Die Diener und Arbeiter müssen geprügelt werden, sollen sie etwas Gutes ausführen“, pflegte man zu sagen.

Der Zehent wird oft zu spät von der Herrschaft geholt; die Mandeln faulen und ringsherum wächst schon das Getreide, das aus den Garben geschlagen wurde; dann erscheint der Herrschaftsbeamte und steckt den Zehent aus, d. h. er gibt in jede zehnte Mandel einen Holzstecken. Nur am Vormittage war dieser Beamte auf den Feldern zu sehen, weil er am Nachmittage bei dem Gelage war, das auf Kosten der Bauern stattfand. Manche Herrschaften hatten eigene „Zehelner“, die im „Ausstecken“ recht schnell waren.

Der Wald gehörte zum größten Teil den Gutsherren, die Gemeinden und die Bauern besaßen nur kleinere Teile. Das Holz deckte den Eigenbedarf an Brenn- und Bauholz; aus den Fichtenstämmen schnitt man Dachschindeln, aus dem Ahorn und den Rosten Holzschuhe, aus den Buchen Wagen, Holzeggen, Gabeln Schaufeln, aus den Birken machte man Rutenbesen und Wagenflechten und

aus dem Fichtenholz Siebe und Schachteln. Der Bauer machte sich alles, was er in Wirtschaft an Geräten brauchte, selbst. In den Waldungen hauste der Köhler; denn die Holzkohlen brauchten der Schmied, die Glasfabriken, die Bleichen und Eisenwerke. Das Bauholz fällt der Bauer im Winter, weil der Saft in den Wurzeln steckt; das Brennholz machte man im Frühjahr. In den Gemeinden auf dem Lande machte sich oft der Holzmangel fühlbar, so daß die Bauern mit Stroh oder Schilfrohr heizten.

Die herrschaftlichen Wälder waren besser gepflegt als die der Bauern; nur hatte der Jäger da mehr zu reden als der Forstmann. Die Streunutzung gereichte dem Walde zum Nachteil.

Die Viehzucht stak im allgemeinen noch in den Anfängen. Den Bauern war der Begriff „Maßvieh“ damals unbekannt, oft sparte er mit dem Futter, die Kühe konnten Hunger leiden. Die Milch brauchte er für den Hausbedarf; im Winter fütterte man das Haferstroh, dagegen warf man die Haferspreu weg, da man sie für unbrauchbar hielt. Vom Gerstenstroh, meinte man, trockne die Milch ein. Wer eine Kuh kaufte, schaute auf die Farbe, die für die Milchergiebigkeit maßgebend sei. Viel Salz reichte man dem Stallvieh. Zum Ackern benützte der Bauer mit Vorliebe Ochsen, die er gewöhnlich 10–12 Jahre verwendete, um sie dann zu verkaufen. Ein Fehler war es, daß man die Kalbinnen zu früh zum Stier führte; die Folge waren schwache, kleine Tiere.

Die Pferde erhielten als Futter Hafer, Heu und Gerstenstroh. Die Heuernte schob man solange hinaus, bis das Gras schon fast ganz dürr war. Das Aufziehen der Pferde war bei uns unbekannt. Wer ein Pferd brauchte, ging in die Fremde und kaufte sich eines. Die dumpfen niedrigen Ställe und die schlechte Pflege erzeugten oft schwere Krankheiten, die man aber nicht recht erkannte; so hielt man den Brand für eine Miß-

geburt. Weil man auf dem Lande keine Tierärzte hatte, errichtete Maria Theresia 1767 eine tierärztliche Hochschule in Wien.

Ausgedehnt und weit verbreitet war die Schafzucht sowohl bei den Bauern als auch bei den Herrschaften. Diese verpachteten die Herden auf drei Jahre; leider waren die Pächter oft recht gewissenlose Leute, echte Schafverderber, die nur auf den eigenen Nutzen schauten, nicht aber auf gute Wolle. Von einem Schaf erhielt man in der Regel 1 Pfund Wolle, 1 q (= 56 kg) kostete damals 24–28 fl. Aus der Milch erzeugte man Käse, das Fleisch war ein beliebtes Nahrungsmittel, das man dem Schweinefleisch vorzog. Ein Fehler war es, daß die jungen Tiere keine Milch bekamen, sie blieben deshalb schwach. Gab man den Schafen zuviel Salz, so erblindeten sie. Inzucht und schlechte Pflege waren die Ursache, daß unsere Schafwolle nicht gern von den Tuchmachern gekauft wurde. Die mageren Felder bestimmte man als Schafweide; feuchte Wiesen waren ungeeignet, weil die Wolle von den Tieren zu grob war. Auch die Nähe von Sümpfen und Teichen brachte den Schafen Krankheiten, sie bekamen in die Leber Würmer („Egeln“). Darum ließ man lieber die Tiere Durst leiden. Im Herbst trieb der Bauer die Schafe auf die üppigen Saaten. Ende April wurden sie gewaschen und dann geschoren, was meist die Bauern auf Grund der Robot machen mußten. Manche Herrschaften hatten tüchtige Schafmeister, das waren gelernte Hirten. Einzelne Schäfer übten im Dorfe das Amt eines Wunderarztes aus. Die Schafställe mistete man nach 2 bis 3 Jahren aus und den Dünger warf man einfach weg. Im Winter vermied man jede Lüftung, so daß es in solchen Ställen einen entsetzlichen Dunst gab.

Große Schäfereien gab es in Johrnsdorf (800 Stück) und im Annenhof, die mit ihrer Wolle die Schönberger Tuchmacher versorgten.